



Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

ULRICH WOELK

Pfingstopfer

KRIMINALROMAN

Deutscher Taschenbuch Verlag



2015

Originalausgabe

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

© 2015 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagfoto: Bettina Keller

Gesetzt aus der Janson 10/14

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26048-0

Als der Pfingsttag anbrach, waren wieder alle am selben Ort zusammen. Plötzlich entstand vom Himmel her ein Brausen. Es klang wie das Tosen eines heftigen Sturms und erfüllte das ganze Haus, in dem sie waren. Sie sahen etwas, das wie Feuerzungen aussah, sich zerteilte und sich auf jeden Einzelnen von ihnen setzte. Alle wurden mit dem Heiligen Geist erfüllt und fingen plötzlich an, in fremden Sprachen zu reden, so wie es ihnen der Geist eingab.

Sie waren bestürzt. »Was ist das nur?«, fragte einer den anderen ratlos und erstaunt. Einige allerdings sagten spöttisch: »Die haben nur zu viel vom süßen Wein getrunken.« Da trat Petrus mit den anderen elf Aposteln vor die Menge und rief mit Begeisterung: »Ihr Männer von Juda und ihr alle in Jerusalem! Ich will euch erklären, was hier geschieht! Hört mir zu! Diese Männer hier sind nicht betrunken, wie ihr denkt, es ist ja erst um neun Uhr früh. Nein, hier erfüllt sich, was Gott durch den Propheten Joël gesagt hat: »In den letzten Tagen werde ich meinen Geist auf alle Menschen ausgießen, spricht Gott. Eure Söhne und Töchter werden prophetisch reden, eure jungen Männer werden Visionen sehen und eure Ältesten Traumgesichte haben. Sogar auf die Sklaven und Sklavinnen, die mir dienen, werde ich dann meinen Geist ausgießen, und auch sie werden prophetisch reden. Oben am Himmel werde ich Wunder tun und Zeichen unten auf der Erde: Blut, Feuer und Rauchwolken; die Sonne wird sich in Finsternis verwandeln und der Mond in Blut ...«

Sonntag

Die Gemeinde hieß: *Sein Wille geschehe*. Das Gemeindehaus, ein hellroter eingeschossiger Backsteinbau mit weißen Fensterrahmen, der noch recht neu wirkte, lag an einer geschwungenen Landstraße. Zu Pfingsten vor ungefähr einem Jahr hatte die Gemeinde das Gebäude eingeweiht und bezogen, und seitdem fanden die Gottesdienste dort statt. Ein kleiner Park mit Kieswegen und getrimmten Buchsbäumen umgab das Haus. In dem Park ragte auf einem weißen, fünf bis sechs Meter hohen Turm ein großes Bronzekreuz in den Himmel.

Der Gemeindevorsteher ließ den Wagen an den Straßenrand rollen und schaltete den Motor ab. Der Kies auf dem Boden dampfte. In der Nacht war ein schwerer Regen niedergegangen, doch jetzt zogen die Wolken ab. Die Straße und das flach geneigte, mit Bitumenschindeln gedeckte Dach des Gemeindehauses glänzten. Von unten sah es so aus, als hätte das in den Himmel ragende Kreuz auf dem Turm die abziehenden Wolken vertrieben. Die Landschaft leuchtete im hellen Sonnenlicht auf, und der Gemeindevorsteher dachte an einen Satz aus der Bibel: *Und Gott sah, dass es gut war.*

Er stieg aus dem Wagen. Wie jeden Sonntag traf er etwa anderthalb Stunden vor dem Gottesdienst beim Gemeindehaus

ein, um alles vorzubereiten. Er ging um den Wagen herum auf das Gartentor zu. Das Tor war normalerweise verschlossen, daher irritierte es ihn einen Moment, dass es nur angelehnt war. Das Tor zu schließen war wichtig, um den Park vor Wildschäden zu schützen. Die Gemeindeglieder wussten das und waren in dem Punkt zuverlässig. Jemand musste es beim Verlassen des Geländes eilig gehabt haben. Wahrscheinlich war das Unwetter in der Nacht der Grund dafür gewesen.

Der Gemeindevorsteher öffnete das Tor. Die ersten Gottesdienstbesucher würden in etwa einer Stunde eintreffen. Der Turm mit dem Bronzekreuz war an drei Seiten von einer Ligusterhecke umgeben. Auf dem Weg dorthin lagen Blätter und kleine Zweige herum, die der Sturm von den Bäumen gerissen hatte.

Hinter der Ligusterhecke verkündete eine bronzene Relief-tafel auf einem hüfthohen Granitpult den Gemeindegliedern. Die Inschrift war vor dem ersten Gottesdienst feierlich enthüllt worden. Als Erstes wollte der Gemeindevorsteher die Tafel von herabgewehtem Laub befreien. Er erreichte die Hecke und wendete sich nach rechts. Dann blieb er stehen, und ihm stockte der Atem. Er verstand zuerst nicht, was er dort sah.

Das Erschütterndste, was er je zu Gesicht bekommen hatte, war das hilflose Verenden eines jungen Rehs gewesen, das er vor ein paar Jahren in dichtem Nebel überfahren hatte. Heftig und stoßweise atmend war das zitternde Tier auf dem Asphalt verblutet. Es hatte lange gedauert, bis sein Blick aus den schönen großen dunklen Augen schließlich erloschen war. Doch mit dem schockierenden Anblick, der sich ihm jetzt bot, war das traurige und qualvolle Ende der sterbenden Kreatur nicht zu vergleichen.

Auf dem Pult mit der Bronzetafel lag eine Frau. Sie war nackt. Ihr Rücken war ins Hohlkreuz gebogen. Ihre Arme, die zu bei-

den Seiten des Pults herabhingen, waren ausgebreitet wie am Kreuz. Die Beine der Frau waren gespreizt, sodass sich ihr Geschlecht jedem, der sich ihr von dieser Seite aus näherte (und es gab keine andere Seite, von der aus man sich ihr als Kirchenbesucher hätte nähern können), offen darbot.

Die Finger- und Zehennägel der Frau waren lackiert. Von ihrem Bauchnabel ausgehend, wand sich das Tattoo einer Schlange mit weit aufgerissenem Maul bis hinunter zu ihrer rasierten Scham. Auf einmal spürte der Gemeindevorsteher, dass sich hinter dem Erschrecken über das, was er sah, eine andere, ebenso erschreckende Empfindung verbarg. Hinter dem Grauen lauerte die Erregung, denn die Frau war jung und schön.

Er wendete seinen Blick ab. Er konnte nicht untätig stehen bleiben und das Eintreffen der Gottesdienstbesucher abwarten. Durfte er den Zustand der Frau verändern? Durfte er wenigstens ihre Blöße bedecken? Wahrscheinlich nicht. Er konnte nur die Polizei verständigen und neben der Leiche ausharren. Er musste bezeugen können, dass er alles exakt so, wie es jetzt war, vorgefunden hatte. Ihm wurde die Verantwortung bewusst, die auf jedem seiner nächsten Schritte lag, denn was auch immer er tun würde, betraf nicht nur ihn, sondern die ganze Gemeinde.

Den Abstand beibehaltend, ging er um die Tote herum. Ihr Kopf hing hinter dem Podest im Nacken. Ihre Augen waren aufgerissen, die Lippen farblos, die Haut fahl und bläulich. Ihrem Gesicht war der Tod deutlicher anzusehen als ihrem Körper. Ihr Schädel war kahlrasiert und nicht nur das. Eine Wunde war darauf zu sehen, und unter ihrem herabhängenden Kopf lehnte ein Gegenstand am Fuß des Pults. Die Tote lag im grellen Sonnenlicht da, und ihre erloschenen Augen starrten in den Himmel.

Und die Form der Wunde und der Gegenstand am Fuß des Pults sagten: Nur einer konnte diese Frau getötet und auf das steinerne Podest mit der Inschrift *Sein Wille geschehe* gelegt haben – der Teufel.

2

Es war noch kühl in der Küche, die Heizung hatte gerade erst begonnen zu arbeiten. Luxuriös war das achtzig oder neunzig Jahre alte Haus nicht gerade. Der Boden bestand aus grau gewordenen Holzdielen, und die Fenster waren für heutige Verhältnisse zu klein. Glauberg schaltete das Licht ein. Er füllte die Kaffeemaschine und sah hinaus in den trüben verregneten Morgen. Der Deich hinter der Straße verlor sich in der kargen nordfriesischen Landschaft. Das Haus war von Wiesen umgeben, die ein paar Mal im Jahr Besuch von Schafherden bekamen. Ansonsten war in der Gegend, abgesehen von einem jährlichen Deichlauf und dem beständigen Sprießen neuer Windräder, nicht viel los.

Eine Katze strich um Glaubergs Beine. Er kraulte sie und sagte: »Na, Jeannie.« Den Schwanz aufgerichtet wie eine Antenne, rieb sie ihren Kopf an seiner Hose. Dann zog sie weiter und setzte sich mit erwartungsvoll angehobenem Blick vor den Kühlschrank. Glauberg füllte Futter in ihren Napf und sah dabei zu, wie sie sich niederließ, um das Futter zunächst skeptisch zu beschnuppern, bevor sie zu fressen begann.

Sah man von Jeannie ab, wohnte Glauberg allein in dem alten Bauernhaus. Es wäre für eine Familie auch zu klein gewesen. Glauberg hatte Familie: eine Frau, Sylvia, und einen Sohn, Felix.

Aber er lebte mit beiden nicht zusammen. Er hatte sich vor zehn Jahren von Sylvia getrennt, allerdings hatten sie sich nie scheiden lassen. Vor dem Gesetz waren sie immer noch Mann und Frau.

Ihre Ehe und Nicht-Ehe war nicht gerade eine Erfolgsgeschichte. Sylvia war nach der Trennung zunehmend depressiv geworden. Wahrscheinlich war sie es auch vorher schon gewesen. Aber nachdem Glauberg aus ihrem ehemals gemeinsamen Haus ausgezogen war, kam es immer häufiger vor, dass sie mittags noch im Morgenmantel war und müde und ungepflegt und gleichgültig aussah, wenn sie die Tür öffnete. Irgendwann ließ sie Glauberg nicht mehr hinein, wenn er Felix abholen wollte, sondern schickte den Jungen mit seinen Sachen wortlos auf die Straße.

Glauberg sprach Felix darauf an, bekam aber immer nur ausweichende Antworten. Erst als das Kind einmal mit einer nur notdürftig verbundenen Hand an der Straße stand und Glauberg wissen wollte, was geschehen war, konnte der Junge die Tränen nicht mehr zurückhalten. Er hatte sich bei dem Versuch, eine Raviolidose zu öffnen, am Dosendeckel geschnitten.

Gefragt, warum er das Öffnen der Dose nicht seiner Mutter überlassen habe, antwortete er, dass sie das nicht mache, dass sie gar nichts mehr mache, überhaupt nichts, und er habe doch Hunger gehabt! Glauberg öffnete den Verband. Die Wunde war noch frisch und lief quer über die Innenhand. Er fuhr mit Felix ins Krankenhaus, der Schnitt konnte noch genäht werden.

Bei Sylvia wurde ein psychovegetatives Erschöpfungssyndrom ohne organisch bestimmbare Ursache diagnostiziert. Natürlich, so hieß es, könne Stress, auch seelischer Stress, dabei eine Rolle spielen, wie Stress ganz allgemein ein Nährboden für

depressive Erkrankungen sei. Aber meistens gebe es noch andere auslösende Faktoren, die in dem Zusammenhang berücksichtigt werden müssten – genetische, hormonelle oder umweltbedingte.

Sylvia war bereit, sich therapieren zu lassen, und konnte nach ein paar Wochen in einer psychiatrischen Einrichtung in ihr Leben als Mutter und Buchhändlerin zurückkehren. Seither war sie phasenweise – manchmal über Monate oder fast ein Jahr – psychisch relativ stabil. Doch dann brach die Krankheit wieder durch und lähmte sie, wobei die depressiven Schübe mal stärker, mal schwächer waren.

Natürlich fragte Glauberg sich nach ihrer Trennung häufig, ob die Ursachen für Sylvias Probleme nicht auch in ihrer glücklosen Ehe lagen. Doch andererseits gab es viele Ehen, die scheiterten, ohne dass es bei einem der Partner gleich zur Ausbildung einer behandlungsbedürftigen Depression kam. Sollte er sich also schuldig fühlen? Er wusste es nicht, aber die Frage war ihm nicht gleichgültig. Er konnte nicht viel tun, außer sich damit abzufinden, wie es war. Deswegen betrieb er auch die Scheidung nicht. Doch als vor drei Wochen, an einem gewöhnlichen Mittwochnachmittag sein Telefon klingelte und sich Brunner meldete, Sylvias behandelnder Psychiater, ahnte Glauberg, dass der Anruf nichts Gutes bedeutete. Und so war es. Brunner teilte ihm mit, dass Sylvia einen Suizidversuch unternommen hatte.

Ein rhythmisches Geräusch, eine Art Schnaufen oder Pumpen, riss Glauberg aus seinen Gedanken. Jeannie saß zusammengekauert und mit vorgestrecktem Kopf neben der Küchentür und würgte. Dann öffnete sie ihr Maul und entließ daraus einen sehr unansehnlichen Brei. Glauberg stand auf und spulte ein paar Blätter Küchenpapier von der Rolle. Jeannie gab einen

kläglichen Laut von sich und drückte sich in eine Ecke unter dem Tisch. Von dort aus sah sie Glauberg dabei zu, wie er das Erbrochene aufwischte und die Küchentücher in den Müll warf. Danach ging er zum Telefon und wählte die Nummer von Kroll, dem Tierarzt. Nach dem fünften oder sechsten Klingeln wurde abgehoben. Glauberg entschuldigte sich für den Anruf am Sonntagmorgen und sagte: »Seit vorgestern übergibt sich Jeannie nach jeder Mahlzeit. Ich hätte dich damit gerne in Ruhe gelassen, aber jetzt bin ich doch beunruhigt.«

»Schon gut«, sagte Kroll. »Schaffst du's bis zehn?«

»Ja«, sagte Glauberg. »Ich fahre gleich los.«

Mit etwas Geduld gelang es ihm, Jeannie aus der Ecke zu locken, in die sie sich verkrochen hatte. Er schob sie in den Transportkorb. Draußen regnete es. Er beugte sich schützend über den Korb und eilte zum Wagen. Er hatte etwa fünfzehn Kilometer zu fahren, eine übliche Entfernung für die dünn besiedelte Gegend hier. Es gab weitere Wege. Während der Fahrt ließ der Regen nach. Als Glauberg das Haus Krolls erreichte, brach die Sonne durch die Wolken. Das Haus war Teil einer losen Reihe von ähnlichen Backsteingebäuden. Der Tierarzt wohnte darin, und es war zugleich seine Praxis. Die Säulen der Pappeln am Straßenrand flammten in Sonnenlicht auf.

Glauberg ging mit dem Tierkäfig durch das Gartentor. Kroll erschien in der Haustür. Im Gegensatz zu Glauberg hatte Kroll noch volle Haare, die, gescheitelt nach links, seinen Kopf glatt und gleichmäßig bedeckten. Seine Figur, einstmals schlank, war in den mehr als zwanzig Jahren, die sie sich jetzt kannten, korpulent geworden. Sie gaben sich die Hand.

Kroll trug einen Anzug und war ausgehertigt. »Viel Zeit habe ich nicht«, sagte er. »Eine Viertelstunde.«

»Es tut mir wirklich leid«, entschuldigte sich Glauberg. »Aber das geht jetzt schon zwei Tage so. Sie frisst, und dann, ein paar Minuten später, übergibt sie sich.«

Von einem breiten Flur zweigte rechts der Warteraum ab, der jetzt leer war. Im Behandlungszimmer stellte Glauberg den Käfig auf den Tisch und öffnete das Klappgitter. Jeannie kauerte sich zusammen. So wenig sie in den Käfig hineingewollt hatte, so wenig wollte sie jetzt heraus.

»Ein Infekt, nehme ich an«, sagte Kroll. Er streckte seinen Arm in den Käfig, um die Katze herauszuziehen. »Wahrscheinlich ist sie zur Zeit viel draußen, oder?«

»Ich weiß nicht. Ich bin wenig zu Hause. Du weißt ja, dass die Dinge im Moment ein wenig ...«, er suchte nach dem angemessenen Wort, »... schwierig sind.«

Kroll nickte. »Wie geht es Sylvia denn?« Er kannte Sylvia länger als Glauberg, die beiden verband eine Sandkastenfreundschaft. Als Glauberg und Sylvia geheiratet hatten, war Kroll Trauzeuge gewesen. Viel genutzt hatte das nicht, wofür man aber wohl kaum Kroll verantwortlich machen konnte, auch wenn er nie Glück mit den Frauen gehabt und selbst nie geheiratet hatte. Er packte Jeannie am Genick und zog sie aus dem Käfig. Sie leistete kaum Widerstand. Jedem anderen hätte sie die Hand ruiniert, aber bei dem Tierarzt kuschte sie.

»Den Umständen entsprechend«, sagte Glauberg. »Wenn wir miteinander reden, ist es mal so mal so. Vielleicht besuchst du Sylvia mal. Sie würde sich sicher freuen.«

»Wenn du meinst. Ich mach das gern.« Kroll presste Jeannie auf den Tisch und führte ihr ein Fieberthermometer ein. Die Katze fügte sich in ihr Schicksal und leistete keinen Widerstand mehr.

Glauberg sah aus dem Fenster. Die Sonne hatte sich durchgesetzt und ließ die Landschaft dampfen. »Wir haben alles versucht. Wir haben zusammengelebt, uns getrennt, sind noch mal zusammengezogen, haben uns wieder getrennt ... Es geht einfach nicht.«

Kroll kniff die Augen zusammen und betrachtete die Anzeige des Fieberthermometers. »Achtunddreißig-fünf – viel für eine Katze. Ich spritze ihr ein Antibiotikum, dann müsste sie schnell wieder auf die Beine kommen.«

»Aber ich habe Sylvia bis heute nicht das Gefühl gegeben, dass sie mir gleichgültig ist«, sagte Glauberg. »Den Vorwurf brauche ich mir nicht zu machen.«

Kroll ließ Jeannie los und ging zu einem weißen Wandschrank mit vielen Schubladen. Anstatt ihre plötzliche Freiheit zu nutzen und vom Tisch zu springen, kauerte die Katze weiter mit eingezogenem Kopf vor dem Käfig. Sie verfolgte Krolls Handlungen, als habe sie sich ihm unterworfen wie einem allmächtigen Gott. Kroll nahm die Spritze mit dem Medikament aus der Verpackung und sagte: »Was ist mit Felix? Kommt er zu recht?«

»Er verhungert nicht, und er geht zur Schule – da habe ich mich erkundigt. Soweit ist alles in Ordnung. Ich kann ihn mit siebzehn nicht zwingen, bei mir zu wohnen. Das würde auch nichts bringen. Er hängt vorm Computer und spielt oder chattet, was weiß ich – das tun sie ja alle ... Ich schaue ab und an bei ihm vorbei und frage ihn, ob er klarkommt. Aber ich glaube, er ist immer froh, wenn ich wieder weg bin.«

Kroll hielt Jeannie fest, als er ihr die Injektion verabreichte. Sie zuckte beim Einstich zusammen und maunzte einmal auf, ohne wirklich aufzubegehren. Kroll legte die Spritze beiseite.

»Achte darauf, dass sie Sylvia in der Psychiatrie nicht zu sehr mit Medikamenten ruhigstellen. Ohne Psychopharmaka wird es in ihrem Fall nicht gehen, aber die Kunst liegt darin, das richtige Maß zu finden.«

»Der Chef der Psychiatrie heißt Brunner. Kennst du ihn?«

»Dem Namen nach. Du bist ein geübter Beobachter. Frag ihn nach allem, was dir auffällt. Lass dich nicht abfertigen.«

Kroll drehte Jeannie zum Käfig, und sie huschte hinein. Als Glauberg das Klappgitter schloss, klingelte sein Telefon. Es war Spiller, sein Kollege. »Wo steckst du?«, sagte er.

»Beim Tierarzt. Eine Art Notfall.«

»Haben wir hier auch.«

»Was gibt's.«

»Kennst du das neue freikirchliche Gemeindehaus an der L28 zwischen Norstedt und Dreisdorf?«

»Ja, ich glaube.«

»Du solltest herkommen. Eine Leiche.«

»Ich bin unterwegs.« Glauberg trennte die Verbindung.

»Ist was passiert?«, erkundigte sich Kroll.

Glauberg vertraute ihm. Kroll würde nicht als Nächstes die Presse informieren, aber es war doch besser, ihm keinen Anlass für Spekulationen zu geben. »Könntest du Jeannie dabehalten?«

Kroll zog die Augenbrauen hoch. »Doch nichts mit Sylvia?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich erkläre dir die Sache später. Tust du mir den Gefallen?«

»Hm, na ja ...«

»Ich gebe einen aus«, sagte er. »Ich hole Jeannie ab, sobald die Angelegenheit geklärt ist.«

»Schon gut. Sie braucht sowieso Ruhe.«

»Ich danke dir.« Glauberg hatte das Bedürfnis, noch eine private Bemerkung hinzuzufügen, damit sein Aufbruch nicht ganz so überstürzt wirkte. »Siehst du Gnaatz gleich?«

Kroll nickte. »Beim Kaffee, ja.«

»Kannst du ihn von mir grüßen und ihm ausrichten, dass es morgen mit dem Joggen eng werden könnte? Ich rufe ihn an.«

»Richte ich ihm aus«, sagte Kroll.

»Nochmal, danke!«

Glauberg verließ das Haus ohne Hast. Er dachte: Eine Leiche an einem Sonntagmorgen. Nicht gerade das, was man sich wünscht. Wobei ihm der Tag eigentlich egal war. Er war nicht religiös. Die feuchten Büsche und Bäume hatten im Sonnenlicht dunstige Aureolen.